

Der Mutter Gottes fehlen die Locken

Ausgehend von ostkirchlicher Ikonenmalerei lotet die Künstlerin Judith Zillich Körpergefühle und Stadien der Mutter-Kind-Beziehung aus.

MARTIN BEHR

GRAZ. Ostkirchliche Ikonen hat sie eigentlich immer als hässlich empfunden. Zumal die Gesichter nicht selten unnatürlich ausschauen, bisweilen gar „Monstern gleichen“. Nachdem sie über ein Auslandsstipendium des Landes Salzburg in Lemberg die Technik der Ikonenmalerei erlernt hatte, begann die Wiener Künstlerin Judith Zillich aus diesem Genre heraus neue künstlerische Ansätze zu entwickeln. Die



„Ikonen haben mich erst nicht interessiert.“

Judith Zillich, Künstlerin

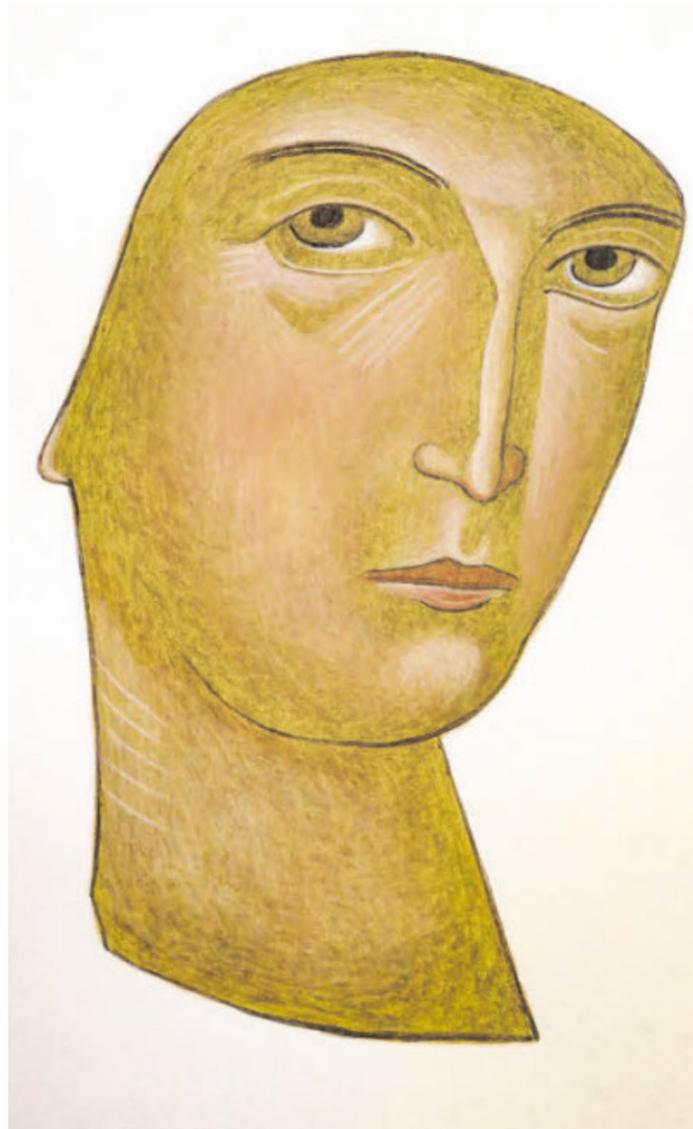
Ergebnisse sind derzeit in der Grazer Kultum Galerie unter einem für Kurator Johannes Rauchenberger „durchaus provokanten Ausstellungstitel“ zu sehen: „Mutter Gottes“.

Bei der Mehrzahl der rund 100 Eitempera-Blätter denkt man auf den ersten Blick: „Da fehlt doch etwas!“ Einmal sind es die Haare („Schokocremelocken“), die Zillich weglässt, dann wieder einzelne Sinnesorgane, oder auch beides. Die Abstraktion schreitet auf den Papierarbeiten zügig voran. „Ich habe begonnen, immer mehr Details wegzulassen, was so weit gehen kann, dass nur noch die Umrisslinien zu sehen sind“, erläutert die in Graz geborene, in Salzburg aufgewachsene und heute in Wien lebende Künstlerin.

Für ihre Serie „Mutter Gottes“ benötigt Judith Zillich nur zwei verschiedene Farbpigmente – Ocker und Schwarz. In feinen Pinselstrichen beginnen sich die Gesichter von Mutter und Kind zu verselbstständigen. Ziel der Künstlerin war es, über die Zerlegung „heiliger Bilder“ in ihre Einzelteile neue Bildwahrheiten zu schaffen: „Da hat sich für mich eine Welt erschlossen, die mich seither beschäftigt.“

Judith Zillich opponiert auf drastische Weise gegen das strenge Regelwerk, wie Ikonenmalerei auszuweisen habe. „Sie begann sich an dem Punkt für Ikonen zu interessieren, als sie verstand, dass es bei Gesichtern von Ikonen nicht um Ähnlichkeiten, sondern um Symbole geht“, erläutert Johannes Rauchenberger, der den Arbeiten der Künstlerin „zarte Poesie, hintergründigen Humor und tiefgründigen Ernst“ bescheinigt. Und so zieht sie mit Bedacht mehrfach die Umrisslinien eines Mundes, die sich von der ursprünglichen Form emanzipieren und auch ein Berg oder eine Gletscherformation sein könnten. Die Künstlerin, die jahrelang Selbstporträts gemalt hat, konzentriert sich in einigen Arbeiten auf die Mutter-Kind-Beziehung: Stilisierte Arme und Finger scheinen da in eine von Sinnesorganen befreite Kopfform einzudringen. Bilder wie diese visualisieren zwischenmenschliche Zusammenhänge.

„So kann die ‚Mutter Gottes‘ als egoistisches Monster dargestellt werden, das sich die Hand des Kindes einverleibt, jedoch aufgrund der Harmonie der geraden Linien



Aus der Serie „Mutter Gottes“ (2020/21) von Judith Zillich. BILD: SN/MARTIN BEHR

ihre Schönheit bewahrt“, betont die Künstlerin. Die Zeichen erhalten ein Eigenleben, beginnen zu schweben, sich zu verschränken, werden zu Symbolen für Nähe und Distanz, Innigkeit und Abgrenzung: beziehungstechnische Momentaufnahmen also.

Anders als die für ein westliches Publikum quasi industriell gefertigten, austauschbaren zeitgenössischen Ikonenbilder sind diese Arbeiten beseelt, und sie künden von einer intensiven Beschäftigung der Künstlerin mit Formen, Gefühlen und geschlechtlichen Rollenbildern. Manche Werke erinnern an grafische Körperstudien einer Maria Lassnig. Einige Werke Judith Zillichs sind gar als Umspringbilder zu deuten: Ist das jetzt noch die Hälfte

eines Gesichts oder eine tanzende Figur? Einer Figur wachsen Strahlen aus dem Gesicht, ein anderes Antlitz hat deformierte Augen und könnte auch als feinsinnige Karikatur durchgehen.

Die Mutter-Kind-Beziehung steht auch in keramischen Arbeiten auf dem Prüfstand, auch hier reicht die Palette von Vertrautheit und Innigkeit bis zu einem Gefühl von Isolation und Ängsten. Eine Skulptur – „Mutter mit zwei Kindern“ – könnte auch ein Phallus sein: ein dreidimensionales Umspringbild.

Ausstellung: Judith Zillich, „Mutter Gottes“, Kultum Galerie, Graz, bis 12. Februar 2022.

Coldplay kündigen ihr letztes Album an

LONDON. Um Weihnachten ist auch Coldplay viel zu hören. Ihr „Christmas Lights“ gehört zu den Hits der Saison. Und der sentimentale Hit wird wohl auch über das Jahr 2025 hinaus bleiben. Für die Band gilt das nur bedingt. Die britische Rockband Coldplay will im Jahr 2025 ihr letztes Album aufnehmen. Das sagte Sänger Chris Martin der BBC in einem Radiointerview. „Unsere letzte richtige Platte wird im Jahr 2025 veröffentlicht werden, und danach werden wir nur noch auf Tournee gehen, denke ich“, sagte Martin dem Sender Radio 2.

Obwohl es zuweilen Zweifel daran gab, wie ernst Martin in Interviews ist, stimmt die Äußerung mit früheren Aussagen überein. Dem Magazin NME sagte er im Oktober zur Veröffentlichung des neunten Coldplay-Albums „Music of the Spheres“, die Gruppe wolle insgesamt nur zwölf Studioalben aufnehmen. Im Gespräch mit der BBC stellte Martin aber zumindest in Aussicht, dass es noch „ein paar gemeinsame Sachen“ mit anderen Musikern geben könnte. SN-bef, APA

Online einen Blick auf Handschriften in Jerusalem werfen

JERUSALEM. Rund 1600 christliche Handschriften aus dem Katharinenkloster im Sinai sind ab sofort frei im Internet zugänglich. Die von der israelischen Nationalbibliothek digitalisierte Sammlung umfasst Manuskripte ab dem 12. Jahrhundert in einer beeindruckenden Vielfalt von zahlreichen Sprachen, darunter Griechisch, Arabisch, Syrisch, Georgisch und Armenisch, wie die Bibliothek mitteilte. Die digitalisierten Manuskripte sind nach Einschätzung von Projektleiter Stefan Litt, Kurator der geisteswissenschaftlichen Sammlung der Nationalbibliothek, „von unschätzbarem Wert, insbesondere für Wissenschaftler des orthodoxen griechischen Christentums“.

Mit dem Sepp und dem Shamil auf der Matte des Lebens

Über geglückte Tage, wie sie nur die erleben, die über die Bescheidenheit des Lebens Bescheid wissen.

Shamil Borchashvili. Das ist ein komplizierter Name. Jedenfalls im Vergleich zu Sepp und Maria, oder Ramona und Nicole. Shamil, mit dem Namen bist du in Österreich kein Topfavorit, schon gar nicht, wenn du von weiß Gott woher kommst. Ein langer Weg bis zur rettenden Krippe, die für Shamil nach der HTL-Matura eine Judomatte wurde. „Es war für viele ned so schee“, sagt er. Für ihn aber sei das Asylzentrum Traiskirchen unglaublich gewesen: „Jeder hat ein eigenes Bett gehabt und eine eigene Decke.“ Das kannte er dort nicht, von wo er sich mit seiner Familie auf den Weg gemacht hatte. Als Bub von Tschetschenien über Traiskirchen nach Wels, mitten in der heutigen Wurmmittel-Region in die einzige große Stadt des Landes, die von der FPÖ regiert wird. Dort wurde er Judoka und dann Österreicher und heuer Olympiadritter und als er nach seinem Kampf interviewt wird, weint er. Und es können einem tatsächlich oft die Tränen kommen, wenn in diesem Land Sportler interviewt werden. Nicht wegen Erfolgen oder Niederlagen, sondern wegen der Grammatik. Da finden sich etwa unter den sogenannten Skiassen und -assinnen gewiss Topfavoriten für Podestplätze. Aber im Ziel angekommen – erfolgreich

oder nach Fehlern suchend – drängt sich oft die Frage auf, ob in den Schulen, in denen der touristisch wertvolle Skinachwuchs an den Weltcup herangedrillt wird, Grammatik und Wortschatz durch Trainingspläne ersetzt werden. Was auch wieder egal ist, weil eben nicht jeder ein Topfavorit sein kann im Worteslalom. Aber es sollte am Heiligen Abend, wenn doch eine wundersame Geschichte vom Frieden der Menschen auf Erden erzählt wird, hier nichts Böses, Gemeines stehen. Da muss was Inwendiges stehen, etwas, das dann die Tränen der Rührung heraufstreift. Davor ist keiner gefeit, auch der Shamil nicht, obwohl man sich denkt, dass er schon genug zum Weinen durchgemacht hat. Und jetzt steht der Shamil da, am Rand der Matte. Und er tut sich schwer mit dem Reden. Nicht wegen der Grammatik. Er hat, was die Sprache betrifft, unwissentlich einen Satz von Sepp Forcher, einem Evangelisten g'scheiter und einfach gut erzählter Geschichten, beherzigt. Forcher, der im Zuge der „Option“ aus Südtirol nach Österreich immigrierte – oder verjagt wurde, je nachdem wie man's sehen will, sagte vor ein paar Jahren, warum aus ihm ein so reflektierter Mann geworden war: Er habe viel, viel gelesen und gelernt

und sich in die Geschichte des Landes vertieft, „weil ich den Ehrgeiz hatte, besser zu sein als die, die da sind – wie jeder Zuwanderer“. Und jetzt, am Rand der Matte, sagt der Mann, der einmal ein Zuwanderer war und diesen schwierigen Namen hat, einen schönen Satz des Jahres: „Mach dir keinen Druck, weil du bist hier nicht der Topfavorit. Du kannst es nur gut machen.“ Freilich bezieht er diesen Satz auf die Judomatte. Aber man kann den Satz auch für jedes einzelne Leben lesen. Und Leben ist eher eine Judomatte denn ein Slalomhang. Öfter raufen wir auf einer öden Fläche und kommen schwer ins Schnaufen, als dass wir bergab einem Sieg zurasen. Alle nackt geboren, und niemand als Natural Born Topfavorit. Wir sind nur da, um es gut zu machen in der Ungewissheit, die Leben heißt. Aber die Ungewissheit, die dem Leben immanent ist, wird leichtsinnig gern vergessen. Und man muss nicht bei Olympia starten, um die Wahrheit in dem zu erkennen, was Shamil sagt: Man bekomme nicht oft so einen Tag wie er. Aber es gibt sie. Der Name Shamil kommt übrigens aus dem Arabischen und bedeutet „Allumfassender“.

JOURNAL Bernhard Flieher

